ÖKONOMIE IM LAGER

Text DIANA LAARZ

Bild SASCHA MONTAG/ZEITENSPIEGEL

Lange Zeit herrschte im jordanischen Flüchtlingslager Saatari Chaos. Können rudimentäre wirtschaftliche Strukturen die verlorene Normalität zurückbringen?



Gegen Abend geht man im Flüchtlingslager Saatari gern zum Essen aus. Am besten zu Abu Mohammed, denn der betreibt das beste Restaurant am Platz. Ventilatoren wirbeln die Wüstenluft durcheinander, vor dem Gastraum schwenkt ein Vorhang aus Plastikblumen. Die Kellner tragen allesamt weisse Uniformen, auf denen eine Doppelreihe Knöpfe blitzt. Abu Mohammed sagt, das gehöre sich ja wohl so für ein anständiges Restaurant.

Abu Mohammed ist Geschäftsmann. 8000 Jordanische Dinar hat er vor einigen Monaten investiert, um sein Restaurant zu eröffnen, umgerechnet gut 10 000 Franken. Seine Nachbarn erklärten ihn für verrückt: 8000 Dinar für ein Restaurant! Ausgerechnet in einem Flüchtlingslager! Abu Mohammed strafte sie Lügen. Soeben hat er das Grundstück nebenan erworben. Er plant einen Anbau.

Es ist am einfachsten, sich das Flüchtlingslager Saatari im Norden Jordaniens als Stadt am Beginn ihrer Entwicklung vorzustellen. Zuerst kamen die Menschen – etwa 100 000 Syrer auf der Flucht vor dem Bürgerkrieg in ihrem Land – und dann der Rest. Es gibt eine Art Regierung, das sind die Vertreter des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen. Es entsteht eine Infrastruktur: Wasserleitungen, Stromkabel, bald werden die ersten Strassen asphaltiert. Es gibt eine Polizei, die ist jordanisch und greift hart durch. Und es wird gewirtschaftet.

Fast sofort nach der Eröffnung des Camps Saatari begannen die Flüchtlinge, Handel zu treiben, sie kauften und verkauften. Vieles war illegal, einiges nicht. Durch die Mitte des Lagers zieht sich heute eine 1,7 Kilometer lange Strasse, die die Mitarbeiter des französischen Krankenhauses «Champs Élysées» getauft haben. Die Syrer nennen sie Souk, Marktstrasse. An ihr befindet sich nicht nur das Restaurant von Abu Mohammed. Die Flüchtlinge verkaufen hier auch Handy-Schutzhüllen, Waschpulver, Kartoffeln, Zuckerwatte und Schals des FC Barcelona.

Im Grunde kann man das Flüchtlingslager Saatari auch als eine Art Experiment betrachten. Was passiert, wenn 100 000 Menschen auf einem Stück Wüste landen, von dem die Flüchtlinge sagen, dass noch nicht einmal Kamele dort leben könnten? Wenn das Chaos regiert und keine Ordnung in Sicht ist, wer setzt sich dann mit welchen Geschäftspraktiken durch? Die Erfahrungen aus dem Lager Saatari zeigen, dass ein Typ wie Abu Hussein dann zu den Gewinnern zählt.

Abu Hussein sagt von sich selbst, er sei eine Pflanze, die man auf kargen Boden gepflanzt habe. «Und nur Gott legt die Samen, die Gutes tun.» Abu Hussein empfängt in einem eigens für Gäste eingerichteten Caravan, die Polster, auf die er sich lehnt, sind mit goldfarbenen Fäden bestickt. Wenn man sein Erstaunen darüber ausdrückt, wie es der Flüchtling Abu Hussein







zu drei Caravans und bescheidenem Wohlstand gebracht hat, sagt er, Architektur sei sein Hobby, er entwerfe eben gern Wohnungen.

Abu Hussein war in Syrien Lehrer an einem College, dann Leiter einer Minen-Sondereinheit der Freien Syrischen Armee, dann wurde er Flüchtling. Seine Registriernummer im Lager Saatari ist die 60, er war einer der Ersten. Andere Flüchtlinge erinnern sich an einen unrasierten Mann in Shorts und ärmellosem Shirt, der vor Empörung schrie, wenn die Helfer der Vereinten Nationen wieder nicht genug Decken und Matratzen bereithielten für die vielen Menschen in den Warteschlangen. Das war Abu Hussein im Sommer 2012. Bald kamen die anderen Flüchtlinge zu ihm, wenn sie bei den Helfern auf taube Ohren stiessen.

Am Anfang war das Chaos Der griechischen Mythologie zufolge war Chaos der Urzustand des Bestehens überhaupt. Und im Urzustand des Lagers Saatari lernte Abu Hussein die eine Lektion am schnellsten: Im Chaos gewinnt der, der am lautesten schreit. Er erinnert sich daran, dass er einen Monat lang jeden Tag ins marokkanische Krankenhaus ging, um sich Spritzen gegen die Schmerzen in seinen Stimmbändern geben zu lassen.

Schwer zu sagen, was Abu Hussein heute ist. Auf jeden Fall trägt er längst wieder Anzüge. Er ist 47 Jahre alt, die angegrauten Haare stehen ihm zu Berge und er hat eine linke Augenbraue, die so ziemlich alles kann: schelmisch winken, drohend zucken, sich schmeichelnd biegen. Schreien tut Abu Hussein immer noch. Gespräche mit ihm finden in zwei Lautstärken statt: laut und sehr laut.

Das Lager Saatari ist in zwölf Distrikte aufgeteilt. Jeder Distrikt besteht aus mehreren staubigen Wegen, und jeder dieser Wege hat einen sogenannten Streetleader. Auch Abu Hussein wurde gefragt, ob er Streetleader werden möchte, doch er hat abgelehnt. Er sagt, in den Distrikten eins, zwei und zwölf werde kein Streetleader ohne seine Zustimmung ein- oder abgesetzt. Auf die Frage, was für ein Posten das denn sei, gibt er die Antwort mit der Pflanze: «Eine Blume, die Gott auf kargen Boden gepflanzt hat.» Die Augenbraue winkt.

Abu Hussein befehligt einen Trupp von Männern, die nachts in «seinen» Distrikten patrouillieren. Zu seiner Entourage gehören Männer, die er als «Energieminister» vorstellt. Energieminister gibt es angeblich mehrere im Camp. Sie haben eine Gruppe von Flüchtlingen unter sich, die ausgebildete Elektriker sind. Für etwa 35 Franken schickt der Energieminister einen der Elektriker zu einer Flüchtlingsfamilie, der die Behausung der Familie an eine der Stromleitungen anschliesst, mit denen die Vereinten Nationen die Strassenlampen betreiben. Für den Strom bezahlt selbstverständlich niemand, was selbstverständlich ▸▸









▸▸ illegal ist. In Distrikt zehn gibt es einen Transformator, der unter 160 Prozent Maximallast glüht.

Sieben Familien aus der nahen jordanischen Stadt Mafraq arbeiteten mit Syrern aus dem Lager zusammen und legten den Grundstein für die Marktstrasse. Sie zogen Rechtecke in den Sand links und rechts des Hauptweges und verkauften die so gekennzeichneten Grundstücke an geschäftstüchtige Flüchtlinge. So entstand ein Immobilienmarkt auf einem Stück Land, das niemandem von ihnen gehörte. Mit Immobilien, die aus Wellblech und Zeltplanen gebaut waren. 3200 Franken kosteten ein Grundstück und die Geschäftslizenz. So kann man reich werden.



Auf Fragen nach seinen Geschäften gibt Abu Hussein Antworten, die alles, aber auch nichts bedeuten könnten. Als Flüchtling sei man auf das angewiesen, was einem die Hilfsorganisationen versprechen, sagt er. «Sie versprechen dir Eier und du sitzt zu Hause und wartest auf deine Eier, aber die kommen vielleicht nie.» Abu Hussein sagt, er habe sich eben Hühner besorgt. Die legen jeden Tag Eier für ihn.

Abu Husseins Problem ist, dass das Chaos sich langsam der Ordnung zuwendet. Rund um das Lager ziehen sich jetzt ein Graben und drei Wälle. Lastwagen, die Schmuggelgut transportieren könnten, kommen nicht mehr durch. Die Plätze an der Marktstrasse sind alle verkauft, an anderen Strassen eröffnen die Flüchtlinge ohne Immobilienmakler ihre Stände. Und je mehr Abu Hussein merkt, dass Schreien allein nicht mehr hilft, desto lauter wird er.



Der deutsche Bürgermeister Ein Gang über die Champs Élysées an einem Donnerstagabend. Wüstenstaub und der Rauch gegrillter Hühnchen vermischen sich zu einem Dunst, der in den Augen beisst. Drei Läden bieten Brautkleider zum Verleih an. Bei der Bäckerei von Ibrahim Tar duftet es nach frischem Brot, 700 Stück backen er und sein Bruder jeden Tag. Ein Supermarkt ist aus so vielen Caravans zusammengeschweisst, dass man sie nicht mehr zählen kann. An der Kasse piepst ein Scanner und ein Lastwagen liefert Kisten mit tiefgefrorenen Halal-Hühnchen aus den USA und Fisch aus Patagonien. Neben den Strommasten flattern syrische Fahnen, auf denen Freiheit steht.

Auf dem sandigen Boden rühren die Bewohner Zement an und setzen Mauern zwischen sich und ihre Nachbarn. Längst gibt es eine Unterhaltungsindustrie, Billard- und Schönheitssalons, mehrere Computerspielläden, in denen Trauben von Jungs, die noch lange nicht halbwüchsig sind, jeden toten Gegner bei Counter Strike feiern. Im Sommer hatte ein Streetlea-



der einen kleinen Pool eröffnet. Die jordanische Polizei hat ihn geschlossen aus Sorge um die Hygiene. Kilian Kleinschmidt findet, diese Schliessung sei ein Skandal.

Kilian Kleinschmidt ist der Manager des Camps. Er nennt sich selbst «Bürgermeister von Saatari». Das Flüchtlingshilfswerk hat Kilian Kleinschmidt nach Jordanien geschickt, weil er als Mann gilt, der den Weg aus dem Chaos kennt. Ein Deutscher natürlich, der für Ordnung sorgen soll.

Ins Konzept von Kilian Kleinschmidt passt alles, was das Flüchtlingslager einer Stadt ähnlicher macht. Gemeinsam mit der jordanischen Polizei toleriert er es, wenn trotz Verbotes jeden Tag Lastwagen und Schubkarren mit Waren ins Lager rollen. Er findet es auch in Ordnung, dass die Flüchtlinge die Caravans, in denen sie eigentlich wohnen sollten, verkaufen. Die Caravans sind Spenden aus den arabischen Ländern, «eine Gabe des kuwaitischen Volks» steht auf ihnen geschrieben. Kilian Kleinschmidt erklärt dem kuwaitischen Volk gern, dass es gut ist, wenn aus der Caravan-Gabe ein Dönerladen wird. Den Pool fand er «ganz toll». Nur die jordanische Polizei war dieses Mal nicht seiner Meinung.

Der Campleiter ist ein Mann, der hemdsärmlig wirkt, ohne die Ärmel wirklich hochkrempeln zu müssen. Ein massiger Mann mit Brummstimme, die durch die flirrende Hitze des Lagers rollt wie die Brandung an einen Strand. Saatari begeistert Kilian Kleinschmidt – und treibt ihn in den Wahnsinn. Faszinierend findet er, dass das Camp innerhalb von eineinhalb Jahren «Lichtjahre» an Entwicklung durchgemacht hat. «Aber es macht mich fertig, dass das alles überhaupt nicht reguliert ist.»

Strukturen gegen Chaos Nach über einem Jahr im Camp hat Kilian Kleinschmidt zwar einen Lieblingshändler für gebratenes Hühnchen, aber er weiss immer noch nicht, wer wem Schutzgeld bezahlt. Über einen wie Abu Hussein, den undurchschaubaren Boss von drei Distrikten, sagt Kleinschmidt, er sei ▸▸



jemand, den das Chaos an die Oberfläche gespült hat. Kleinschmidt kann Abu Hussein in seinem System der Ordnung nicht gebrauchen. Weil der Campleiter schon eine Weile in den Flüchtlingslagern dieser Welt unterwegs ist, formuliert er seinen Leitsatz auf Englisch: «Play game and you are in, play foul game and you are out.»

Kleinschmidts Rezept gegen das Chaos sind Strukturen. Er hat das Lager in Distrikte eingeteilt und schafft nun noch kleinere Einheiten, die Compounds. An seiner Seite arbeitet ein australischer Elektroingenieur, der ein System mit elektrischen Sicherungen austüftelt, das es den Flüchtlingen erlaubt, eine bestimmte Menge Strom gratis zu beziehen. Den Rest sollen sie bezahlen. Die Strassen von Saatari sollen irgendwann Namen statt Nummern tragen. Kleinschmidt möchte ein Schweizer Wirtschaftsforschungsinstitut bitten, ihn zu unterstützen, den wuchernden Markt von Saatari zu kontrollieren und die Preiskartelle zu bekämpfen. Er stellt sich das so vor: «Man hat die Freiheit und das Recht, Handel zu betreiben, muss aber gleichzeitig der Gemeinschaft etwas zurückgeben.» Das wären dann Steuern im Flüchtlingslager.

Es gibt eine Organisation, die Zahlen zu den Strukturen des Kilian Kleinschmidt liefert. Die französische Nichtregierungsorganisation Acted ist in Saatari für alles zuständig, was viel Organisation braucht: Wasserversorgung, Müll-Management und Hygiene. Gerade hat Acted eine Studie zur wirtschaftlichen Situation der Flüchtlinge vorgelegt.

Die wichtigste Erkenntnis: 20 Prozent der Bewohner des Camps leben allein von dem, was ihnen die Hilfsorganisationen zur Verfügung stellen, und ihrem Ersparten. Alle anderen verdienen Geld. Die meisten gaben an, sie würden auf dem Markt Produkte verkaufen oder sich als Wachmann oder Reinigungskraft bei einer der Hilfsorganisationen verdingen. Einige verdienen an die 1200 Franken im Monat, der Durchschnitt liegt bei 266 Franken. Die monatlichen Ausgaben der Flüchtlinge betragen 373 Franken.

Acted hat auch die Läden im Camp untersucht. Die Marktforscher zählten 685 Geschäfte, darunter 128 Gemüseläden, 35 Bekleidungsgeschäfte, 12 Schönheitssalons, 7 Wechselstuben und 2 Schmiedewerkstätten. Die Inhaber, so Acted, erwirtschaften sehr geringe Gewinnmargen. Schuld sind hohe indirekte Kosten, also Mieten, Geschäftslizenzen, unter Umständen auch Schutzgelder.

Zukunft ohne Schreihälse In einem Bekleidungsgeschäft an der Champs Élysées schlendert eine Kundin zwischen den Kleiderstangen umher. Rechts hängt die syrische Mode, links die jordanische. Die Kundin geht nach rechts und fährt mit ihren Fingern über





ein schwarzes Kleid, über und über mit Strasssteinen bestickt. Es ist das teuerste Stück im Laden, 32 Franken kostet es. Die Verkäuferin Ahed tritt heran. Die beiden unterhalten sich ein paar Minuten. Die Kundin wendet sich ab, noch einmal kehrt sie zum schwarzen Kleid zurück. Ahed schüttelt den Kopf, die Kundin verlässt den Laden ohne Einkauf. Ahed hatte ihr einen Franken Rabatt angeboten. «Mehr ging wirklich nicht, wir machen ohnehin nur fünf Franken Gewinn pro Kleid.»

«Wir», das ist die Familie von Abu Wael, Aheds Schwiegervater. Neben dem Modegeschäft betreibt die Familie an der Souk einen Supermarkt. Abu Wael ist quasi der neue Abu Hussein, genauso mächtig, nur ein bisschen fülliger. Und er liebt die Ordnung mehr als das Chaos. Er trägt eine blütenweisse Guthra, die arabische Kopfbedeckung, manchmal streicht er mit bedächtigen Bewegungen über das Tuch. Eigentlich macht Abu Wael so ziemlich alles langsam.

Auf Leute wie ihn werde er in Zukunft setzen, sagt Kilian Kleinschmidt über Abu Wael. Die Menschen im Flüchtlingslager haben nun andere Probleme als zu Beginn. Sie kämpfen nicht mehr ums Überleben, sondern streiten um den Platz ihres Caravans, beschuldigen sich des Diebstahls, zapfen sich gegenseitig Wasser ab. Ein Schreihals wie Abu Hussein kann diese Probleme nicht lösen.

Abu Wael war schon in Syrien ein Clanchef mit Einfluss. Im Flüchtlingslager Saatari tauchte er zunächst unter. In seinem Heimatdorf hatte er einen Innenhof mit Brunnen, in seinem «Empfangssaal» fanden 900 Menschen Platz. Als er in Jordanien in einem Zelt landete, fiel er in eine Art Schockstarre. Als Kilian Kleinschmidt begann, Strukturen zu schaffen, fand auch Abu Wael wieder zu alter Stärke zurück. «Wie Phönix aus der Asche», sagt Kilian Kleinschmidt. Ein paar Tage zuvor haben sich zwei Männer geprügelt, weil einer seinen Caravan verrücken wollte. Danach musste bei einem der beiden eine Kopfwunde mit 19 Stichen genäht werden. Abu Wael vermittelte zwischen den beiden Familien und «verurteilte» den Clan des Angreifers zu einer Geldstrafe von 3200 Franken. Er wird auch manchmal auf die Souk gerufen, wenn sich Geschäftsleute in den Haaren liegen. Diplomaten wie Abu Wael sorgen dafür, dass die Ordnung in Saatari langsam die Oberhand über das Chaos gewinnt.

Im Flüchtlingslager ist es dunkel geworden. Die Hitze des Tages hat sich zurückgezogen, die Menschen strömen auf die Champs Élysées. Abu Hussein hockt in seinem Caravan und brüllt: «Ich bin der Feind Nummer Eins für die Hilfsorganisationen.» Kilian Kleinschmidt sitzt an seinem Schreibtisch. Im Camp tauchen immer mehr Norweger-Ratten auf, Kleinschmidt sucht nach einer Lösung. Die Bäcker klauben die dampfenden Brote aus den Öfen, bei Counter Strike rattern die Maschinengewehre. An einer Ecke steht ein Eisverkäufer und ruft: «Originales und bestes syrisches Eis.» Statt Milch benutzt er Milchpulver, das er mit jordanischem Wasser anrührt. Die Menschen kaufen es trotzdem. Für sie schmeckt das Eis nach Heimat. ■

